

welche die Leiden und Gebrechen ihres Körpers Niemandem außer ihrem Arzt anvertraut. Geh' also, Bürger Simon, und Du wirst Deine gute Frau deshalb nicht weniger hoch achten, weil sie Dich nicht hören lassen will, was sie ihrem alten Arzt sagt."

"Nein, gewiß nicht," sagte Simon, "und damit Ihr Beide seht, daß ich gar nicht neugierig bin, zu hören, was Ihr mit einander sprecht, werde ich mit dem Jungen auf die Plattform hinauf gehen, und eine ganze Stunde da mit ihm bleiben."

"Du wirst ihn wieder schlagen, und ich werd's hören," weinte Jeanne Marie. "Ich höre jetzt immer Alles, was hier im Temple geschieht, und wenn Du den Jungen schlägst, so fühle ich jeden Schlag in meinem Gehirn, und das ist ein Schmerz zum Rasendwerden."

"Ich verspreche Dir, Jeanne Marie, daß ich den Jungen nicht schlagen werde, sondern daß ich mich da oben gar nicht um ihn bekümmern will. Er kann mit seinem Ball spielen. He, Capet, komm! Wir gehen auf die Plattform. Nimm Deinen Ball, und was Du sonst willst, denn Du sollst heute spielen und vergnügt sein."

Das Kind, welches mit seinem Ball aus der Kammer hereintrat, sah aber gar nicht vergnügt aus, und die Aussicht auf das „Spielen“ konnte seinen mühsamen schleichen Gang nicht besüßeln, und seinem verschwollenen Gesicht kein Lächeln abgewinnen. Still und lautlos verließ es an der Hand Simon's das Gemach, dessen Thüre Simon mit lautem Geräusch hinter ihnen in das Schloß fallen ließ.

"Seht Bürgerin," sagte der Doktor Naubin, "jetzt sind wir allein, und Du kannst mir jetzt Deine Krankheit nennen und Alles, was Dich bedrückt, mir klagen."

"Ach Doktor, ich wage es nun doch nicht," murmelte sie. "Eine fürchterliche Angst überkommt mich und ich denke, Du wirst mich verrathen, und meinen Mann und mich auf das Blutgerüst bringen."

"Ich bin kein Verräther, Jeanne Marie," erwiderte der Doktor feierlich. "Der Arzt ist wie der Priester, er empfängt die Geheimnisse und Offenbarungen seiner Patienten, wie der Priester die Ohrenbeichte, und kein Wort davon kommt jemals über seine Lippen. Damit Du aber Muth fassst, will ich im Vertrauen Dir vorgehen, und Dir beweisen, daß ich Dich verstehe. Ich will Dir die Krankheit nennen, an welcher Du leidest, und auch ihren Sitz Dir bezeichnen. Jeanne Marie Simon, Du leidest an Quallen, mit welchen keine Quallen und Schmerzen des Körpers vergleichbar sind. Deine Krankheit hat ihren Sitz in Deinem Gewissen, und sie heißt: Reue und Verzweiflung."

Jeanne Marie stieß einen herzzerreißenden Schrei aus, und sprang wie eine gereizte Tigerin von ihrem Lager empor. "Du lügst," schrie sie, mit ihren beiden Händen den Arm des Doktors packend, "das ist eine

schändliche, nichtswürdige Verleumdung, die Du bloß dazu erfunden hast, um mich unter das Messer zu bringen. Ich habe nichts zu bereuen, und mein Gewissen hat mir gar keine Vorwürfe zu machen!"

"Und doch nagt es an Dir mit eisernen Zähnen, die in dem höllischen Feuer blutroth gebrannt sind," sagte der Doktor mit einem mitleidigen Blick auf das bleiche, zuckende Gesicht der Simon. "Streite nicht mehr, Jeanne Marie, sondern höre mich ruhig an. Wir haben eine Stunde Zeit, um uns zu besprechen, und wir wollen sie benutzen. Aber laß uns leise, ganz leise sprechen, Bürgerin, denn was wir Beide uns zu sagen haben, dürfen selbst die stummen Wände nicht hören."

Simon war noch nicht mit dem Knaben von der Plattform zurückgekehrt, als der Doktor Naubin seine lange und eifrige Unterredung beendet hatte, und sich anordnete, seine Kranke, die jetzt wieder auf ihrem Lager gebettet war, zu verlassen.

"Du weißt jetzt Alles, was Du zu thun hast, Bürgerin," sagte er, ihr die Hand darreichend. "Du kannst auf mich rechnen, wie ich auf Dich rechne, und wir wollen Beide muthig und freudig vorwärts schreiten. Es ist ein edles Werk, das wir vorhaben, und wenn es uns gelingt, so wird Dein Herz wieder leicht und frei werden, und Gott wird Dir Deine Sünden vergeben, denn es werden zwei Märtyrer für Dich vor dem Throne Gottes beten! Thue nun genau Alles, wie ich es Dir gesagt habe, und sprich heute Nacht mit Deinem Manne, aber nicht früher, damit Ihr sicher seid, von Niemandem überrascht zu werden, und damit nicht etwa Simon in dem ersten Schrecken durch sein verlorrenes unruhiges Gesicht sich verräth."

"Ich werde Alles thun, wie Sie es wollen, Doktor," sagte Jeanne Marie, die jetzt plötzlich demüthig und schüchtern geworden war, und das republikanische „Du“ ganz vergessen zu haben schien. "Mir ist es, als wäre ich jetzt, da ich mein Herz vor Ihnen erleichtert habe, schon gesund und kräftig, und gewiß werde ich es Ihnen zu danken haben, wenn ich lebe und wieder gesund werde. Aber Sie kommen doch morgen wieder, Herr Doktor?"

"Nein," sagte er, "ich werde Euch morgen einen Mann schicken, der besser als ich es versteht, diese Sache zu führen, und dem Ihr ganz unbedingt vertrauen könnt. Er wird als mein Hülfssarzt sich bei Euch einfinden, und mit ihm könnt Ihr alles Weitere verabreden. Still! Ich höre Simon kommen. Lebt wohl!"

Er grüßte Jeanne Marie mit einem Kopfnicken und verließ eilig das Gemach. Draußen auf dem Corridor traf er mit Simon und seinem stummen kleinen Bögling zusammen.

"Nun, Bürger Doktor," fragte Simon, "wie steht es mit unserer Kranken? Sie hat Dir alle Geheimnisse anvertraut, und sie müssen bei Gott lang gewesen sein, denn Ihr habt eine ganze Stunde dabei zuge-

bracht. Es ist ein Glück, daß Du ein so alter Mann bist, sonst müßte ich wahrhaftig eifersüchtig werden auf Dein langes Tête-à-tête mit meiner Frau."

"Dann wärest Du ein rechter Narr," sagte Naubin lächelnd, "und ich habe Dich doch für einen ausbündig klugen und guten Mann gehalten. Aber was Deine Frau anbetrifft, muß ich Dir etwas sehr Ernstes sagen, und ich bitte Dich, Bürger Simon, beherzige meine Worte wohl. Ich sage Dir dies: wenn Deine Frau Jeanne Marie nicht in acht Tagen aus dem Temple erlöst und in Freiheit ist, so wird sie wahnsinnig oder nimmt sich das Leben. Ich will Dir aber noch mehr sagen: wenn der Bürger Simon nicht auch sobald als möglich diesen verwünschten Ort und sein abscheuliches Geschäft hier aufgibt, so wird's ihm nicht viel anders gehen, wie seiner Frau. Er wird nicht wahnsinnig werden, aber er wird in Melancholie verfallen, und wenn er sich nicht selbst das Leben nimmt, so wird's die Lungenwindsucht thun, die er sich von dem vielen Neger, und dem Müßiggang und der scheußlichen Stille, die hier im Temple herrscht, zugezogen hat."

"Lungenwindsucht," rief Simon entsetzt, "Du meinst, ich könnte die Lungenwindsucht bekommen?"

"Du hast sie schon," sagte der Doktor feierlich. "Da mit diesen rothen Flecken hier auf den Backenknochen blüht sie schon auf, und mit den Stichen, welche Du so oft in der Brust hast, verkündigt sie Dir ihr Herannahen. Ich sage Dir, wenn Du nicht Anstalten triffst, den Temple in acht Tagen zu verlassen, so bist Du in einem Vierteljahr ein Mann des Todes, ohne daß die Guillotine nöthig hat, Deiner Lunge in's Handwerk zu pfeifen. Adieu! Ueberlege Dir meine Worte wohl, Bürger, und thue dann, was Dir beliebt!"

"Er hat Recht," murmelte Simon, als er mit entsetzten Blicken dem Doktor nachschaute, der eilig jetzt den Corridor und die Treppe hinunterschrift, "ja, ich seh's, er hat Recht. Wenn ich noch länger hier bleiben muß, so sterbe ich. Der viele Neger und die Einsamkeit, und — noch etwas Schreckliches, Fürchterliches, das ich Niemand sagen kann, — hat mich krank gemacht, und die Stiche in der Lunge werden alle Tage schlimmer, und — Ich muß und will fort von hier," rief er auf Einmal ganz laut und entschlossen. "Ich will noch nicht sterben, und Jeanne Marie soll's auch nicht. Morgen reiche ich meine Entlassung ein, und damit Basta!"

Während Simon dann langsam und gedankenvoll zu seiner Frau sich begab, verließ Doktor Naubin das finstere Gebäude, trat aufatmend wieder hinaus auf die Straße, und kehrte hastigen und eiligen Schrittes wieder in das Hôtel Dieu zurück. Der Portier, welcher ihm öffnete, berichtete, daß während der Abwesenheit des Herrn Direktors derselbe alte Herr, welcher schon gestern den Herrn Direktor consultirt habe, wie-

der gekommen sei, und daß er im Vorzimmer die Rückkehr desselben erwarte.

Der Direktor Doktor Naubin nickte nur zustimmend mit dem Kopf, und schlug dann eiligeren Schrittes den Weg nach seiner Privatwohnung ein. Vor der Thüre derselben fand er seinen Diener.

"Der alte Doktor Saunier ist wieder da," sagte der Diener, indem er seinem Herrn den Mantel abnahm. "Er bestand darauf, daß er Dich erwarten wollte, Bürger Direktor. Er sagte, er müsse Dich durchaus wegen eines Kranken consultiren, und werde Dich so lange bitten, bis Du ihn zu seinem Patienten begleitest. Denn wenn keine Hilfe mehr möglich schiene, wüßte der große Doktor Naubin immer noch vielleicht Hilfe, und wenn Einer seinem Patienten das Leben retten könnte, so wärest Du es, Bürger Direktor."

"Du bist ein Esel, daß Du Dir solchen Unsinns schwätzen lässest, und daran vielleicht glaubst, Bürger Joly," rief Naubin lachend, indem er in das Vorzimmer eintrat.

Ein alter Herr, in derselben altmodischen Kleidung, wie Doktor Naubin, trat ihm entgegen. Der Bürger Joly, welcher die Thüre ein wenig langsam schloß, hörte ihn rufen: "Gott sei Dank, daß Du endlich kommst, Bürger. Ich habe Dich mit Ungeduld erwartet, und ich beschwöre Dich jetzt, daß Du mich so gleich zu meinem Kranken begleitest."

Darauf erwiderte Naubin, indem er die Thüre seines Studierzimmers öffnete: "Tritt ein, Bürger Saunier, und berichte mir zuerst, wie es mit Deinem Kranken steht."

Weiter konnte Joly, der Bediente Naubin's, nichts verstehen, denn die beiden Doktoren waren nun in das Gemach des Direktors eingetreten, und die Thüre desselben hatte sich hinter ihnen geschlossen.

Aber nach kurzer Zeit schon ward sie wieder geöffnet, Naubin rief seinen Bedienten, um ihn zu befehlen, sofort einen Fiacre zu holen, und einige Minuten später fuhr der Direktor Naubin an der Seite des Doktors Saunier von dannen.

Vor einem Hause der Rue Montmartre ließen sie den Wagen halten, und traten ein in das Haus. Der Portier, welcher das bestaubte, kleine Fenster seiner Loge öffnete, nickte dem Doktor Saunier vertraulich zu.

"Das ist wohl der berühmte Doktor Naubin vom Hôtel Dieu, den Du holen wolltest?" fragte er.

"Ja, er ist es," erwiderte Saunier, "und wenn ein Mensch unsern armen Kranken helfen kann, so ist er es. Der Bürger Drage ist doch zu Hause?"

"Ja wohl, er ist zu Hause, denn Du weißt wohl, er verläßt seinen kranken Knaben gar nicht. Geh' nur hinauf! Du weißt ja den Weg, Bürger Doktor!"

Die beiden Aerzte schritten vorüber, gingen schweigend die Treppe hinauf und traten ein in die Wohnung, deren Außenthüre nur angelehnt war und für sie geöffnet schien.

Niemand trat ihnen entgegen, aber sie schlossen sorgfältig hinter sich die Thür, schoben den Riegel vor und schritten dann schweigend und eilig durch das Vorzimmer weiter nach der entgegengesetzten Thür.

Doktor Saunier klopfte leise an dieselbe in drei gleichmäßigen Zwischenräumen, und rief drei Mal mit lauter Stimme: „Die beiden Aerzte kommen, um den Kranken zu sehen.“

Jetzt ward innen ein Riegel zurückgeschoben, die Thür öffnete sich, eine hohe Männergestalt erschien in derselben und winkte den beiden Aerzten einzutreten.

„Sind wir allein?“ flüsterte Doktor Saunier, als sie jetzt das zweite Gemach betraten.

„Ja, ganz allein,“ erwiderte der Andere. „Drimmen in der Kammer liegt mein armer kranker Knabe, und Sie wissen wohl, daß der Niemanden verräth, und nichts mehr weiß von dem, was um ihn her geschieht.“

„Ja, leider, ich weiß das,“ erwiderte Doktor Saunier traurig. „Ich versprach Ihnen, daß ich Ihnen den berühmtesten und geschicktesten Arzt von Paris bringen wollte, und Sie sehen, ich halte Wort, denn ich bringe Ihnen hier den Doktor Naudin, den Direktor vom Hôtel Dieu, und—den Freund und ergebenen Anhänger der edlen Königsfamilie, der wir Beide Treue bis zum Tode geschworen haben. Herr Direktor, ich habe Ihnen den Namen des Herrn, zu welchem ich Sie führen wollte, nicht genannt. Es ist ein Geheimniß, welches nur der Besitzer desselben Ihnen offenbaren darf.“

„Ich offenbare es,“ sagte dieser lächelnd. „Herr Direktor Naudin, ich bin der Marquis Jarjayed.“

„Jarjayed, welcher früher den Plan zur Entführung der königlichen Familie aus dem Temple entwarf?“ fragte Naudin lebhaft. „Der Marquis Jarjayed, welcher im Dienste der Königin sein Vermögen verloren, sein Leben zu ihrer Befreiung gewagt, und vielleicht bloß nicht hingerichtet ist, weil er emigriert war, und Herr Robespierre daher seiner nicht habhaft werden konnte. Sind Sie dieser treue, tapfere, muthige Marquis von Jarjayed?“

„Ich bin Jarjayed, und ich danke Ihnen für die schönen Lobsprüche, welche Sie mir da geben. Aber ich kann sie nicht annehmen in Gegenwart dessen, der sie alle viel mehr verdient, als ich, und jedes Lobes würdiger ist, als irgend ein Anderer. Nein, ich kann keine Lobsprüche annehmen in Gegenwart Toulan's, des Treuesten, des Muthigsten, des Klügsten von uns Allen. Denn das Alles ist Toulan, und darum hat ihm die Königin Märtyrerin den höchsten aller Ehrentitel gegeben, sie hat ihm den Titel Fidele gegeben, und dieser Titel wird ihm bleiben nach Jahrhunderten noch.“

„Ja wohl, Sie haben Recht,“ sagte Naudin, indem er die Hand auf die Schulter des Doktors Saunier legte, „er ist der Edelste, Treueste und Muthigste von uns Allen. Deshalb, als er vor einigen Tagen zu

mir kam, und mir zur Beglaubigung seines Namens die goldene Dose der Königin zeigte, als er mir sagte, daß er Toulan sei, und mich um meine Beihilfe bat, war ich bereit, Alles zu thun, was er von mir begehren würde, und auf alle seine Pläne einzugehen, denn Toulan's Großmuth und Treue reizt Jeden zur Nachahmung hin.“

„Ich bitte, Ihr Herren,“ sagte Toulan sanft, „lobt mich nicht, und nehmt nicht für Selbenthum, was ganz natürlich ist. Ich habe der Königin Marie Antoinette mein Leben, mein Denken und Empfinden geweiht. Ich habe ihr in ihre Hand geschworen, daß ich, so lange ich lebe, ihr und ihrer Familie treu bleiben wolle, und ich erfülle meinen Eid, das ist ganz einfach. Die Königin Marie Antoinette ist nicht mehr, ich habe sie nicht retten können, aber vielleicht schauet sie von den himmlischen Höhen auf uns hernieder, und ist mit uns zufrieden, wenn sie sieht, daß wir jetzt für ihren Sohn versuchen wollen, was wir für sie leider nicht vollbringen konnten. Dies ist meine Hoffnung, und dies spornt mich an, Alles zu wagen, um den letzten Wunsch meiner Königin, die Befreiung ihres Sohnes zu vollbringen! Gott hat in seiner Gnade gewollt, daß ich in diesem Bestreben nicht allein bleibe, und daß mir der Beistand edler Männer zur Seite steht. Er segnet sichtbar unsere Pläne. Denn ist es nicht ein sichtbares Zeichen seines Segens, daß grade in diesen Tagen, wo wir vergeblich nachstimmten über ein Mittel, um zu dem unglücklichen, gefangenen Sohne der Königin zu gelangen, der Zufall uns dieses Mittel darbietet? Grade in der Stunde, als ich zu Doktor Naudin gekommen war, und mich ihm offenbart hatte, kommt der Führer des Temple und begehrt für die Frau des Schusters Simon, daß der Doktor Naudin in den Temple sich begeben.“

„Ja, in der That, es war ein wunderbares Zusammentreffen,“ sagte Naudin gedankenvoll. „Ich bin sonst nicht empfindsam, aber als ich den Sohn der Königin in seinen Leiden und seiner Demuth sah, da sank ich auf meine Kniee nieder vor dem armen kleinen König, und schwur ihm in meinem Geiste, daß Toulan für seinen Plan an mir einen treuen Gefährten finden solle, und daß ich Alles thun wolle, um ihn zu befreien!“

„Und so habe ich auch geschworen,“ rief der Marquis Jarjayed begeistert. „Die Königin ist todt, aber unsere Treue zu ihr lebt und soll sich bewähren und bewährigen an ihrem Sohn, an dem König Ludwig dem Siebenzehnten! Ich weiß wohl, daß die Polizei mich bewacht, daß sie weiß, wer sich unter dem Namen des Bürgers Drage hier verbirgt, daß sie jeden meiner Schritte beobachtet, und mich vielleicht nur deshalb hier frei umher gehen läßt, weil sie sehen will, mit wem ich hier verkehre, um mich dann mit allen meinen Freunden zu gleicher Zeit zu verhaften und umzubringen. Aber wir müssen die Zeit benutzen. Ich bin hierher gekom-

men mit dem festen Willen, Alles zu wagen, um den unglücklichen jungen König aus den Händen seiner Peiniger zu befreien, und ich will Euch nun Alles gestehen und sagen, meine Freunde. Ich habe zu unserm Unternehmen den Beistand und Schutz eines edlen und reichen Gönners, eines treuen Dieners des verstorbenen Königs gefunden. Der Prinz von Condé, bei dem ich die letzten Monate in der Vendée gelebt habe, hat mich ausgestattet mit reichlichen Mitteln und ist bereit, uns in unserm Unternehmen auf jede Weise zu unterstützen. Wenn es uns gelingt, den jungen König zu retten, so wird er in der Vendée bei dem Prinzen, der dort unangefochten und sicher inmitten seiner treuen Unterthanen lebt, ein sicheres Asyl finden. Die ungeheure Schwierigkeit, ja, bis vor einigen Tagen sagte ich noch, die Unmöglichkeit ist, den jungen Prinzen aus dem Temple zu erlösen. Aber seit es mir gelungen, Toulan zu entdecken, und mit ihm mich zu verbinden, sage ich nicht mehr, es ist unmöglich, sondern nur noch: es ist schwierig.“

„Und ich,“ rief Toulan, „seit ich des Beistandes und der Hilfe des edlen Doktors Naudin sicher bin, ich sage: wir werden ihn befreien, den Sohn unserer Königin Marie Antoinette, den jungen König Ludwig den Siebenzehnten! Der Plan ist schon ganz fertig in meinem Kopf, und um seine Ausführung möglich zu machen, begab ich mich vor einigen Tagen zu dem Herrn Direktor Naudin, in das Hôtel Dieu, um ihn zu bitten, den kranken Knaben, welchen der Marquis hier bei sich hat, zu besuchen, als grade die Botschaft Simon's ihn in den Temple rief. Jetzt ist Herr Direktor Naudin hier, und jetzt ist es vor allen Dingen nothwendig, daß er uns sein letztes, entscheidendes Urtheil über den Kranken sage. Führen Sie uns also zu demselben, Herr Marquis, denn von dem Ausspruche Naudin's hängt das Schicksal des jungen Königs von Frankreich ab!“

Der Marquis verneigte sich schweigend, und geleitete die Herren in das nächste Gemach. Dort, auf Matrazen und Kissen sorgfältig gebettet, lag ein Kind von vielleicht zehn Jahren, ein armer unglücklicher Knabe, mit bleichen eingefallenen Wangen, mit stieren blauen Augen, mit kurzgeschnittenem blonden Haar, mit einem dummen, stumpfsinnigen Ausdruck in seinen Zügen. Als die drei Herren zu ihm eintraten, heftete er auf sie seine Blicke mit einem kalten, gleichgültigen Ausdruck, und nicht ein Zucken seiner Miene verräth irgend eine Theilnahme. Unbeweglich, todesbleich lag der Knabe auf seinem Lager, und nur der Athem, der siederheiß und keuchend aus seiner Brust hervorkam, verräth, daß noch Leben in dieser verfallenen elenden Gestalt vorhanden.

Doktor Naudin hatte sich zu dem Knaben niedergebeugt, und lange mit ernster Aufmerksamkeit ihn betrachtet und geprüft.

„Dieser Knabe ist taubstumm!“ sagte er dann,

indem er sich erhob, und den Marquis fragend anschauete.

„Ja, Doktor, Ihr scharfer Blick hat es richtig erkannt. Er ist taubstumm.“

„Ist es Ihr Sohn?“

„Nein, Doktor. Er ist der Sohn meiner Schwester, der Baronin von Tardis, die mit ihrem Manne guillotiniert worden. Ich habe die Pflege dieses unglücklichen Kindes übernommen, und hatte ihn bei meiner Entfernung von Paris bei treuen Dienern meiner Familie in Pension gegeben. Als ich jetzt hierher zurückkehrte, erfahre ich, daß die guten Leute beide guillotiniert sind, und finde den armen Knaben, der früher wenigstens körperlich gesund war, in völlig verwahrlostem Zustande, von dem Mitleid der Leute lebend, die nach dem Tode seiner Pflegerktern sich seiner angenommen. Ich brachte den Knaben sogleich in diese Wohnung, die ich für mich als den Bürger Drage gemiethet, und Toulan übernahm es, ärztliche Hilfe herbeizuschaffen. Sie ist mir nun geworden in der Person des berühmten Hospital-Direktors Naudin, und ich bitte Sie, sich des armen, unglücklichen Kindes zu erbarmen, und ihn aufzunehmen in das Hôtel Dieu.“

„Lassen Sie mich zuerst dieses Kind untersuchen, um Ihnen zu sagen, welches seine Krankheit ist.“

Und Doktor Naudin neigte sich wieder über den Knaben, untersuchte seine Augen, seine Brust, seine ganze Gestalt, horchte auf seinen Athem, seinen Herzschlag, seinen Puls, und der Kranke ließ Alles in größter Apathie mit sich geschehen, nur zuweilen leise wimmernd und stöhnend, wenn eine Berührung der untersuchenden Hand ihm Schmerzen verursachte.

Dann, nachdem die sorgfältige Untersuchung beendet war, rief der Doktor die beiden Herren, welche sich in die Fensternische zurückgezogen hatten, wieder an das Lager.

„Herr Marquis,“ sagte er, „dieses unglückliche Kind wird nie wieder genesen, und wenn sein Schicksal milde mit ihm wäre, würde es ihn bald von der Qual seines elenden Daseins erlösen. Ich glaube indessen nicht, daß dies geschehen wird, sondern ich halte es für möglich, daß der Knabe noch ein Jahr lang sein unglückliches Dasein hinschleppen wird, nachdem der Geist und der Mensch lange in ihm gestorben, und nur die elende thierische Creatur noch übrig geblieben ist. Der Knabe, wenn Sie dieses arme Geschöpf noch als einen Menschen benennen wollen, leidet an einer unheilbaren Scrophelkrankheit, welche ihm nach und nach die Glieder verrenkt und verzerrt, und aus dem geistig begabten Kinde einen blödsinnigen Thier machen würde, den Taubstummen aber in ein stumpfsinniges Thier verzerrt muß. Wenn es erlaubt wäre, die Hand der Wissenschaft an die Stelle der Hand Gottes zu setzen, so würde ich sagen: tödten wir dieses arme Geschöpf, das kein Mensch und kein Thier ist, und vom Leben weder eine Freude noch einen Genuß, sondern nur Qual und

Sammer zu erwarten hat, ohne indessen mehr davon zu leiden, als der Hund davon leidet, wenn er den Knochen nicht bekommt, an dem er nagt, um seinen Hunger zu stillen.“

„Armes, unglückliches Geschöpf,“ seufzte der Marquis. „In diesem Augenblick danke ich Gott, daß er meine arme Schwester erlöst hat von der Qual, ihr geliebtes Kind in diesem Zustande zu sehen.“

„Herr Doktor Raubin,“ sagte Loulan feierlich, „es ist Ihre feste und gewisse Ueberzeugung, daß dieser Kranke nicht wieder genesen kann?“

„Meine feste und gewisse Ueberzeugung, welche jeder Arzt, der ihn sähe, mit mir theilen würde.“

„Sie sind der Meinung, daß dieses Kind vom Leben nichts zu verlieren hat, und daß der Tod für dasselbe eine Wohlthat wäre?“

„Ja, dies ist meine Meinung, denn der Tod wäre für das arme Geschöpf eine Erlösung, sein Leben ist für ihn und für Andere nur eine Last.“

„Wohlan,“ rief Loulan feierlich, „so will ich denn diesem armen kranken Kinde eine höhere und schönere Bestimmung geben. So will ich machen, daß sein Leben für Andere eine Wohlthat, sein Tod ein heiliger Opfertod sei. Herr Marquis von Farjayed, im Namen des Königs Ludwigs des Sechszehnten, im Namen der erhabenen Märtyrerin, der wir Alle Treue bis zum Tode geschworen, im Namen der Königin Marie Antoinette fordere und begehre ich von Ihnen, daß Sie mir dieses unglückliche Geschöpf hier überlassen, und sein Leben in meine Hand geben! Im Namen Marie Antoinettes fordere ich von dem Marquis von Farjayed, daß er mir den Sohn seiner Schwester überantwortet, damit er thue, was Jeder von uns freudig bereit ist zu thun, wenn es der heiligen Sache nöthig ist, damit er sein Leben hingebe für seinen König, den im Temple gefangenen König Ludwig den Siebenzehnten!“

Herr von Farjayed war, während Loulan mit ernster, feierlicher Stimme so sprach, neben dem Bette des armen ächzenden Kindes auf seine Knie niedergesunken, und das Antlitz in seinen Händen bergend, betete er leise.

Dann nach einer langen Pause erhob er sich jetzt, und legte die Hand auf die feberheiße Stirn des Knaben. „Sie haben mich angerufen im Namen der Königin Marie Antoinette,“ sagte er, „Sie fordern von mir, als dem Vormund dieses armen Geschöpfes, daß ich Ihnen dasselbe übergebe, damit es sein Leben und sein Dasein für seinen König hingebe. Die Söhne und Töchter meines Hauses sind immer bereit und willig gewesen, ihr Gut und Blut, ihr Glück und Leben dem Dienste ihrer Könige zu weihen, und ich spreche nur im Geiste meiner Schwester, welche das Schaffot bestiegen hat, um ihre Treue für die königliche Familie mit ihrem Tode zu besiegeln, ich spreche im Geiste aller meiner Ahnen, wenn ich sage: hier ist der letzte Spröß-

ling der Barone von Tarbis, hier ist der Sohn meiner Schwester, nehmen Sie ihn, und lassen Sie ihn leben oder sterben für seinen König Ludwig den Siebenzehnten, für den Gefangenen des Temple.“

26.

Die Consultation.

In der Nacht, welche dem zweiten Besuche des Doktors Raubin folgte, hatte Jeanne Marie Simon mit ihrem Manne eine lange und lebhaft unterredung gehabt. Bei den ersten, leise geflüsterten Worten derselben war Simon heftig aufgefahren, und hatte seiner Frau mit der geballten Faust gedroht. Sie aber hatte ihm ruhig und fest in das erregte, wüthende Angesicht geschaut, und hatte mit leisem Flüstern gesagt: „Du willst also ewig in diesem abscheulichen Gefängniß sitzen? Du willst hier eingeschlossen bleiben als ein Verbrecher, und vom Leben nichts weiter haben, als die Gemüthsthuung, einen armen, halb blödsinnigen Knaben zu Tode zu martern?“

Und Simon ließ die Faust sinken und sagte: „Wenn's ein Mittel gäbe, aus diesem infamen Gefängniß fort zu kommen, so wär's mir freilich lieb und angenehm, denn ich hab's herzlich satt, hier so elend als Gefangener zu verkümmern, während ich doch die Freiheit anbetet, und für sie seit Jahren gearbeitet und gewirkt habe. Wenn's also ein Mittel gäbe —“

„Es giebt ein solches Mittel,“ unterbrach ihn Marie, „höre mich an!“

Und Simon hörte sie an, und die bewegten und beherzten Worte seiner Frau fanden nach und nach bei ihm ein willig Ohr. Simons Antlitz klärte sich allgemach auf, und es schien ihm, als würde er durch das Mittel seiner Frau von einer drückenden, qualvollen Last befreit werden.

„Wenn's gelingt,“ murmelte er, vergnügt die Hände reibend, „wenn's gelingt, dann werd' ich endlich von dem Apdrücken erlöst werden, welches hier Tag und Nacht auf mir liegt, und werde wieder ein gesunder und fider Mensch werden.“

„Und wenn's nicht gelingt,“ flüsterte Jeanne Marie, „dann wird uns höchstens geschehen, was Tausenden vor uns geschehen ist. Wir werden die Maschine füttern, und unsere Köpfe in den Korb herunter fallen lassen, bloß mit dem Unterschied, daß ich dabei kein Zeichen in meinen Strumpf werde machen können. Aber ich will doch lieber rasch und leicht auf der Guillotine sterben, als hier Tag für Tag und Stunde für Stunde hinsterben, und vom Leben nichts weiter haben als Qual und Langeweile.“

„Ich auch,“ sagte Simon entschlossen. „Bieber sterben, als ein solches Hundeleben noch weiter fortführen. Laß Deinen Doktor morgen früh nur kommen. Ich will mit ihm reden!“

In der Frühe des nächsten Morgens kam der Doktor in dem langen, schwarzen Talar, und mit der Allongeperrücke wieder in den Temple, um die kranke Bürgerin Simon zu besuchen. Die Schildwachen an der Pforte des ersten Hofes ließen ihn ruhig passieren und merkten gar nicht darauf, daß heute aus der Allongeperrücke ein anderes Gesicht hervorschaute, als gestern. Auch die beiden Municipalbeamten, welche eben den Prinzeßinnen im oberen Stockwerk ihren Besuch gemacht hatten, und dem Doktor auf der Thurntreppe begegneten, hatten kein Arges, und nahmen keinen Anstoß an der Gestalt des Doktors. Der Direktor des Hôtel Dieu war ihnen nicht persönlich bekannt, und sie wußten von ihm nur, daß er sich erlauben durfte, in seinem altmodischen Talar zu gehen, ohne daß die Sicherheitsbehörde daran Anstoß nahm, und daß er mit Bewilligung der Behörde in den Temple komme, um die kranke Bürgerin Simon zu besuchen.

„Du wirst heute zwei Patienten da oben finden,“ sagte der eine der Beamten im Vorüberschreiten. „Wir ermächtigen Dich, Bürger Doktor, auch den zweiten Patienten, den kleinen Capet in Deine Kur zu nehmen. Der Bürsche scheint wirklich krank, oder er ist eigensinnig und verstockt. Er antwortet auf keine Fragen, und hat seit gestern schon, wie Bürger Simon uns sagt, keine Nahrung mehr zu sich genommen. Untersuche und prüfe, Doktor, und sage uns nachher Deine Meinung. Wir werden unten im Rathszimmer auf Deine Rückkunft warten. Beeile Dich also ein wenig.“

Sie schritten vorüber und der Doktor beeilte sich wirklich, die kleine Wendeltreppe hinauf zu gehen. An der offenen Thüre, die zu der Wohnung des kleinen Capet und seiner „Erzieher“ führte, fand er Simon, der ihn begrüßte.

„Du hast gehört, Bürger?“ fragte der Doktor. „Die Beamten erwarten mich da unten.“

„Ja, ich habe gehört, Doktor,“ murmelte Simon. „Wir haben nicht viel Zeit. Kommt!“

Er bedeutete dem Doktor, den Corridor hinab und in das Gemach einzutreten, während er die Außenthüre verriegelte und verschloß.

Frau Simon lag, als der Doktor eintrat, auf ihrem Bette und schaute dem Eintretenden mit neugierigen, glühenden Blicken entgegen.

„Wer seid Ihr?“ fragte sie, sich hastig von ihrem Lager emporrichtend. „Ihr seid nicht der Doktor Raubin, den ich erwartete, und ich kenne Euch nicht!“

Der Doktor schritt indeß schweigend zu ihrem Lager heran, und neigte sich über Jeanne Marie, welche in die Kissen zurückgesunken war.

„Ich bin Derjenige, welcher Dir helfen wird, hier

aus dem Temple fortzukommen,“ flüsterte er. „Doktor Raubin sendet mich, damit wir gemeinschaftlich arbeiten an Eurer Befreiung und an der des unglücklichen Capet.“

„Mann,“ rief Jeanne Marie dem Schuster entgegen, der eben eintrat, „der Befreier ist da, und er will uns erlösen aus dieser Hölle.“

„Das heißt,“ sagte der Doktor mit fester, eindringlicher Stimme, „ich will Euch erlösen, wenn Ihr mir dafür helfen wollt, den Sohn der Könige zu erlösen!“

„Sprecht leise, um Gotteswillen, spricht leise,“ hat Simon ängstlich. „Wenn man Euch hört, so sind wir Alle verloren! Wir wollen Alles thun, was Ihr von uns fordert, vorausgesetzt, daß wir dadurch aus diesem nichtswürdigen, schändlichen Gefängniß befreit werden. Die Luft hier ist wie Gift, und man geht darin umher, wie ein lebendig Begrabener.“

„Und dann die Träume, die fürchterlichen Träume,“ murmelte Jeanne Marie schauernd. „Man kann nicht einmal mehr schlafen in diesem schrecklichen Gefängniß, denn da ist diese blasse, schreckliche Frau mit den großen, starren Augen, die jede Nacht hier im Temple umhergeht und an den Thüren horcht, ob ihre Kinder noch leben, und ob wir sie nicht zu Tode martern. Neulich Nachts, da hat sie aber nicht bloß an den Thüren gehorcht, da ist sie hier eingetreten, und an meinem Bett vorüber ist sie in die Kammer gegangen zum kleinen Capet. Der Simon schlief und sah's nicht. Ich aber sprang auf, und ganz leise schlich ich zur Kammerthür hin. Denn ich dacht', es hätte sich wohl Jemand hier eingeschlichen unter einer Verkleidung, vielleicht gar der Bürger Loulan, der schon früher ein paar Mal den Versuch gemacht hatte, die Oesterreicherin und ihre Kinder zu befreien, und den ich damals denunciirt habe. Ganz leise also schlich ich in die Kammerthür und schaute hinein. Da sah ich, obwohl es ganz dunkel war in dem Loch, da sah ich den kleinen Capet auf seiner Matraze schlafend am Boden liegen, die Hände über der Brust gefaltet, und mit einem Angesicht, so glücklich und so rosig, wie er es nimmer und nimmer im Wachen gehabt. Neben der Matraze aber kniete die weiße Gestalt, und es war, als ob von ihr die Sella ausströmte, welche die ganze Kammer erleuchtete. Ihr Gesicht war weiß und bleich, als wär's eine Lilie, und auch wie von Lilien duftete die Kammer. Die beiden Arme hatte die Gestalt emporgehoben, als wolle sie Segen sprechen über den schlafenden Knaben; um ihre halbgelbten Rippen schwebte ein seliges Lächeln, und ihre großen Augen, die wie Sterne anzuschauen waren, schauten zum Himmel auf. Aber seht, wie ich so da stand, und ganz verzückt die wunderbare Erscheinung anstarrte, da geschah auf einmal etwas Wunderbares, etwas Schreckliches. Die Gestalt erhob sich von ihren Knien, ließ die Arme niedersinken, wandte sich um, und schritt gerade auf mich hin. Die Augen, die bisher so